Bezugs-Preis
in der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50, bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland und Oesterreich: vierteljährlich ℳ 6.—. Directe tägliche Kreuzbandsendung ins Ausland: monatlich ℳ 7.50.

Die Morgen-Ausgabe erscheint um ½7 Uhr, die Abend-Ausgabe Wochentags um 5 Uhr.

Redaction und Expedition:
Johannesgasse 8.
Die Expedition ist Wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

Filialen:
Otto Klemm's Sortim. (Alfred Hahn), Universitätsstraße 3 (Paulinum),
Louis Lösche, Katharinenstr. 14, part. und Königsplatz 7.

Abend-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Amtsblatt des Königlichen Land- und Amtsgerichtes Leipzig, des Rathes und Polizei-Amtes der Stadt Leipzig.

Anzeigen-Preis
die 6gespaltene Petitzeile 20 Pfg.
Reclamen unter dem Redactionsstrich (4gespalten) 50 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 40 ₰.
Größere Schriften laut unserem Preisverzeichniß. Tabellarischer und Ziffernsatz nach höherem Tarif.

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

Annahmeschluß für Anzeigen:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Bei den Filialen und Annahmestellen je eine halbe Stunde früher.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

№ 72. **Dienstag** den 9. Februar 1897. **91. Jahrgang.**

Politische Tagesschau.

* **Leipzig**, 9. Februar.

Wenn verschiedene Redner derselben Partei über dieselbe Frage sich nicht in ganz derselben Weise äußern, so findet das keine andere Partei auffällig; weichen aber einmal zwei Minister in ihren Auslassungen über das gleiche Thema wirklich oder auch nur scheinbar ein wenig von einander ab, so wird darüber nicht nur ein großes Geschrei erhoben, sondern es werden auch die geringfügigsten Abweichungen zu großen Differenzen aufgebauscht, die ein bedenkliches Schwanken oder wohl gar ein Scheitern des Staatsschiffes in sichere Aussicht stellen. Das ist begreiflich, weil Meinungsverschiedenheiten im Schooße einer Regierung eine ganz andere Tragweite haben, als Differenzen im Schooße einer Partei. Aber gerade deshalb sollte man doch erwarten dürfen, daß die Mitglieder des **Reichstags** sich möglichst vollzählig einfänden, wenn eine Debatte in Aussicht steht, von der zu erwarten ist, daß sie Klarheit über angebliche wichtige Meinungsverschiedenheiten in Regierungskreisen bringen werde. Eine solche Debatte war die gestrige. Was ist in voriger Woche geredet und geschrieben worden über die verschiedene Stellungnahme der höchsten Reichs- und preußischen Staatsbeamten zu der Frage der Handelsverträge, und welche Schlüsse hat man aus dieser angeblichen Differenz auf die Gruppirung der Parteien bei den nächsten Reichstagswahlen gezogen! Und nun stand ein Antrag auf Vorlegung einer Denkschrift über die erkennbaren volkswirthschaftlichen Wirkungen der seit 1892 abgeschlossenen Handelsverträge auf der Tagesordnung, ein Antrag also, von dem mit größter Bestimmtheit vorausgesetzt werden mußte, daß er Aufschluß über jene angeblichen Differenzen bringen werde, — aber trotzdem war das Haus schwach wie gewöhnlich besetzt; den zahlreichen Reichsfaulen war es „schnuppe", wie die Regierungsvertreter über die in Aussicht genommene Handelsvertragspolitik sich äußern, ob wirklich bedenkliche Meinungsdifferenzen zu Tage treten würden oder nicht. Erfreulicherweise boten die Erklärungen des Staatssecretairs von Marschall über die Stellung der maßgebenden Regierungsfactoren zur Frage der Handelsverträge ein erfreulicheres Bild, als die Gleichgiltigkeit der Mehrheit des Hauses gegen diese Stellung. Es ergiebt sich aus seinen Ausführungen, daß, wenn wirklich Meinungsdifferenzen unter diesen Factoren bestanden haben, eine principielle Einigung erzielt worden ist. Besonders bemerkenswerth waren die Erklärungen des Staatssecretairs des Aeußeren über die vielbesprochene und vielfach mißverstandene Bemerkung des Schatzsecretairs Grafen Posadowsky, daß man, um Deutschlands Stellung für die späteren Verhandlungen zu stärken, bereits mit der Aufstellung eines neuen specialisirten autonomen Tarifs beschäftigt sei. Freiherr v. Marschall bemerkte hierzu: Die Aeußerungen des Grafen Posadowsky geben kein Recht, bezüglich der Handelsverträge von einer Uneinigkeit zu sprechen. Graf Posadowsky habe sich vielmehr vor Abgabe jener Erklärungen der Zustimmung sowohl des Reichskanzlers als auch der des Redners (Marschall's) versichert. Er (Marschall) habe sogar seinerseits schon viel früher auf die Nothwendigkeit der Aufstellung eines neuen autonomen Tarifes als Grundlage für spätere Verhandlungen hingewiesen. Auch er sei durchaus überzeugt, daß die geltenden Verträge nach Ablauf ihrer Geltungsdauer nicht einfach unverändert verlängert werden könnten. Allerdings sei für Industrie und Handel die Stabilität der Tarife auf eine längere Reihe von Jahren nothwendig, aber innerhalb von 10 bis 12 Jahren mache die Weiterentwickelung der Verhältnisse natürlich eine Revision nöthig. Er betrachte als obersten Grundsatz den Schutz der nationalen Arbeit und dieser erfordere, daß der Landwirthschaft Schutz für ihre Producte gewährt werde. Dies sei auch keineswegs als eine Prägravirung der arbeitenden Classen zu betrachten; denn die Arbeit für den auswärtigen Markt sei nicht minder nationale Arbeit und erfordere Wahrnehmung auch ihrer Interessen. Ein bloßer autonomer Zolltarif sei nicht möglich, es würden auch künftig Handelsverträge nothwendig sein. Nach diesen Darlegungen fiel es keinem Redner ein, auf das Differenzthema zurückzukommen oder an dem Regierungsprogramm zu mäkeln, das eben das einzige ist, das vernünftigerweise jetzt aufgestellt werden kann. Diese Darlegungen waren auch das Hauptresultat der Debatte; denn an der Annahme des Antrages mit dem Zusatze, daß auch die Wirkung der Verträge auf die Landwirthschaft untersucht werden solle, ist nicht viel gelegen. Bei der Complicirtheit unserer wirthschaftlichen Verhältnisse ist es kaum möglich, festzustellen, wieviel an dem Aufblühen des einen Zweiges des Erwerbslebens und an dem Niedergange des andern gerade auf das Conto der Handelsverträge zu schreiben ist.

Nachdem der Bundesrath in seiner letzten Plenarsitzung den Gesetzentwurf, betreffend die **Abänderung von Arbeiterversicherungsgesetzen**, angenommen hat, wird der Reichstag demnächst in die Lage gebracht werden, sich mit dem Entwurfe zu beschäftigen. Es werden demnach in der laufenden Tagung die beiden in Angriff genommenen Novellen zu den Arbeiterversicherungsgesetzen erledigt werden müssen. Während die Novelle zu den Unfallversicherungsgesetzen jahrelang der öffentlichen Kritik unterbreitet war, ehe sie an die gesetzgebenden Factoren des Reichs gelangte, wurde der jetzt vom Bundesrathe genehmigte Entwurf erst am 2. September 1896 veröffentlicht. Trotzdem hat eine ganze Anzahl von wirthschaftlichen Vereinigungen bereits Stellung zu demselben genommen. Die Mehrzahl der darin vorgeschlagenen Neuerungen wird überall Billigung finden, weil damit Mißstände beseitigt werden sollen, die sich bei der praktischen Handhabung der Invaliditäts- und Altersversicherung herausgestellt haben. Dagegen werden über den Vorschlag der anderen Vertheilung der Rentenlasten unter die einzelnen Versicherungsanstalten im Reichstage noch lebhafte Debatten zu erwarten sein. Im Uebrigen bezieht sich der im Bundesrathe jüngst genehmigte Entwurf nicht blos auf die Invaliditäts- und Altersversicherung, sondern enthält auch Vorschriften, welche sich auf die Unfallversicherung mit beziehen; so die, daß durch Bestimmung der Landescentralbehörde für das Gebiet des betreffenden Bundesstaates oder für Theile desselben angeordnet werden darf, daß die zur Durchführung der Invaliditäts- und Altersversicherung errichteten Schiedsgerichte auch für die Unfallversicherung in land- und forstwirthschaftlichen Betrieben zuständig sein sollen. Dem Entwurf wird eine ausführliche Denkschrift beigegeben sein, die im Wesentlichen allerdings auch bereits im „Reichsanzeiger" veröffentlicht worden ist.

Auf die Unterhausrede des **englischen** Schatzkanzlers Hicks-Beach über den Dongola-Credit hat der **französische** Minister des Auswärtigen Hanotaux die Antwort rasch folgen lassen. Sie ist auffallend gemäßigt ausgefallen, wie Hanotaux selber eingesteht, und macht im Lande einen getheilten Eindruck. Ueber den impertinent provocirenden Ton, den Hicks-Beach anzuschlagen für angemessen hielt, ging der Minister mit einer nichtssagenden Wendung hinweg. Im Uebrigen war seine Rede nicht viel mehr als eine ruhige akademische Auseinandersetzung darüber, wie sehr England im Unrecht sei, so zu handeln, wie es handelt und wie legitim Frankreich verfahre, wenn es Egypten, d. h. England eine — Warnung zukommen lasse. Hanotaux ließ dann wohl Ausdrücke, wie Unbesonnenheit, Beunruhigung, Abenteuer und drohender Fehlbetrag in den egyptischen Finanzen einfließen und schwang sich sogar am Schluß zu der Erklärung auf, Frankreich werde keine Verletzung seiner Rechte in Egypten gestatten, allein, ganz abgesehen davon, daß diese „Drohung" durch die vorausgehende Betheuerung, Frankreich erstrebe bei den delicaten Verhältnissen, in denen sich Europa befinde, vor allen Dingen die Aufrechterhaltung des Friedens, man vermag den Eindruck, daß hinter der Person Hanotaux' der Entschluß steht, England ein Quos ego mit den Waffen in der Hand zuzurufen, und der Rede des Ministers nicht zu gewinnen. Im Juni 1894, als ähnliche Aeußerungen über Englands afrikanischen Anspruch vom englischen Ministertisch aus gefallen waren, fand derselbe Hanotaux viel energischere und selbstbewußtere Worte gegen die englische Arroganz, denen man anmerkte, daß man sich von dem franko-russischen Einvernehmen noch große Dinge versprach. Die Rücksicht auf Rußland und dessen Interessen scheint seitdem sehr mäßigend gewirkt zu haben. Jedenfalls hat die französische Regierung sich darein ergeben, daß an die Befriedigung ihrer egyptischen Wünsche nicht eher zu denken ist, als bis Rußland Zeit hat und es für gut hält, denselben Nachdruck zu verleihen. In Frankreich weiß man das und ist in weiten Kreisen darüber höchst niedergeschlagen, ja es erheben sich sogar Stimmen, die, um mit England entweder zu einer friedlichen Vereinbarung über Egypten zu kommen, oder aber endlich ein Wort inter arma mit ihm reden zu können meinen, der Augenblick sei gekommen, in welchem Frankreich zwischen der Annäherung an Deutschland oder der an England wählen müsse. An die letztere denken natürlich weitblickende Politiker nicht, eher ließe die erstere sich als möglich denken, denn schon einmal ist Frankreich mit Rußland und Deutschland zusammengegangen, in Ostasien bekanntlich, und es steht auf Seite Frankreichs dem nichts entgegen, daß eine ähnliche Cooperation auf afrikanischen Colonialgebieten sich wiederholt, namentlich wenn Rußland sich betheiligt oder sein Placet dazu giebt. Was Deutschland anbelangt, so wird der Wunsch nach einem derartigen Zusammengehen, zumal wenn es sich um England als gemeinsamen Gegner handelt, auf keinen principiellen Widerstand stoßen. Daß es sich dabei freilich nur für eine vorübergehende Annäherung handeln könnte, scheint aus der bisherigen Haltung des französischen Volkes uns gegenüber hervorzugehen. Die Revanchidee spukt noch immer in den Köpfen der Franzosen und es ist leider noch keine Aussicht, daß sie endgiltig ad acta gelegt wird.

Unter den maßgebenden Factoren in **Griechenland** besteht bezüglich der Stellungnahme zu den **kretensischen Wirren**, wenn die „Intern. Corr." recht unterrichtet ist, Zwiespalt. Die Meldung besagt: Der Ministerrath, der unter Vorsitz des Königs die Absendung der Kriegsschiffe nach Kreta beschloß, war sehr erregt. Delyannis erhob Einspruch gegen die vom König selbst verlangte Maßnahme mit der Begründung, dieser Schritt könnte Griechenland schließlich zu kriegerischem Eingreifen zwingen. Zudem müßte ein solches Abweichen von seiner bisherigen passiven Stellung Zweifel erregen an den friedlichen Absichten Griechenlands, die es soeben noch zu bestätigen gesucht, indem es ein von dem nationalen Comité für die bedrängten Christen auf Kreta mit Lebensmitteln und Geld ausgestattetes Dampfboot habe beschlagnahmen lassen. Bestehe aber der König auf seinem Verlangen, so sei er zur Demission bereit. Der König wies die Ansicht des Ministerpräsidenten zurück. Er betonte, daß man hier die politischen Gesichtspuncte von den rein menschlichen zu trennen habe. Noch könne Griechenland die ihm durch die Sorge um die Flüchtlinge jedesmal auferlegten Opfer nicht länger mehr ertragen. Nicht nur müßten die bereits segelfertigen Schiffe sofort in See gehen, sondern auch die übrigen Schiffe müßten unverzüglich segelfertig gemacht werden. Wolle der Ministerpräsident die Verantwortlichkeit nicht tragen, so sei er bereit, sie zu übernehmen, und er ermächtige ihn, dies dem Parlamente mitzutheilen. Delyannis stellte dann die Bedingung, daß die Mannschaften nicht, wie der König verlangte, falls erforderlich, aus Land gesetzt würden zum Schutze vor etwaigem neuen Gemetzel, sondern vorläufig nur eine beobachtende Stellung einnehmen sollten. Auf den Protest des türkischen Gesandten gegen diese Maßnahmen erklärte Delyannis höflich, aber mit allem Nachdruck, die Verantwortung falle auf die türkischen Behörden Kretas, die der griechischen Regierung Verlegenheiten zu bereiten suchten. Die z. B. nach Havre und Toulon für ihre Neuausrüstung abgesandten Schiffe wurden telegraphisch angewiesen, ihre Rückkehr zu beschleunigen. — Zu verwundern wäre es nicht, wenn König Georg das treibende, Delyannis das retardirende Element in der sich vorbereitenden Action Griechenlands wäre, war doch jene die Reorganisation der Armee befehlende auffällige Proclamation des Königs auch über den Kopf des Ministeriums ergangen. Was die Lage auf Kreta anlangt, so kann dieselbe noch als keineswegs gebessert angesehen werden. Allerdings haben die Kämpfe in Kanea aufgehört, da die Stadt vollständig in den Händen der türkischen Truppen ist, doch dauern sie in der Umgebung noch fort, wenn auch, da den christlichen Aufständischen die Muniition ausgeht, mit minderer Gewalt. Die Christen außerhalb Kaneas sollen die griechische Flagge gehißt und die Vereinigung mit Griechenland proclamirt haben. Eine provisorische Regierung soll in Bildung begriffen sein. Das kretensische Centralcomité hat an das griechische Volk einen Aufruf gerichtet, in welchem es heißt, das kretensische Volk, welches den Kampf für die Freiheit beginne, appellire an seine freien Brüder. Bei der zündenden Wirkung, welcher dieser Appell in Griechenland gewiß ist, riskirt der König allerdings nichts weniger als den Thron, wenn er der Volksstimmung nicht nachgiebt, während er im andern Falle noch nicht Alles auf eine Karte setzt.

Deutsches Reich.

* **Berlin**, 8. Februar. Die Vorlage bezüglich der Besoldung der Universitäts-Professoren und der Honorarabzüge ist in der heutigen Sitzung der Budgetcommission des Abgeordnetenhauses mit verschiedenen, im Einverständniß mit der Regierung festgesetzten Aenderungen nahezu einstimmig angenommen worden. Die hauptsächlichste Aenderung besteht darin, daß das Gehalts-

---

Feuilleton.

In der Irre.

6] Novelle von M. v. Oertzen.

Nachdruck verboten.

Plötzlich sprang Larinsky auf — wieder klirrten die Sporen aneinander — an der Thür stand May, zierlich frisirt, wie immer, und so frisch und rosig, als käme sie eben von einem heiteren Spaziergang zurück. Ein kindliches Lächeln lag auf den feinen Zügen. „Herr v. Larinsky! Sie haben also nicht vergessen . . ."

„Vergessen! Wie könnte ich das!"

„. . . Und Sie trinken doch ein Täßchen Thee mit uns? Mein böser Mann hat wieder 'mal Dienst — ach der leidige Dienst!"

Resa erröthete von Neuem. „Was hat sie nur?" dachte Larinsky, als er sie anredete: „Das Burgfräulein von Willowen ist nicht so schweigsam geschildert, wie es im Allgemeinen sich giebt . . . ."

May blickte Resa lächelnd an. „Ja, Du bist gemeint, Burgfräulein!"

„. . . Aber mein Freund Adalbert lobte neulich gerade diese Schweigsamkeit als eine bei den Frauen höchst seltene Tugend!" Er zog die Worte in die Länge, Adalbert nachahmend, und May lachte hell auf.

„Ausgezeichnet!"

„Es scheint, daß Sie ihm eine sehr geduldige Zuhörerin gewesen sind, gnädiges Fräulein — und das passirt ihm nicht oft. Die etwas langweiligen Vorträge über Heraldik und Kunstgeschichte."

„Warum sollten sie langweilig sein?" fragte Resa gleichmüthig.

„Finden Sie sie etwa amüsant?" rief Larinsky aus.

„Amüsanter als manch' ein Wortgeplänkel", gab Resa lächelnd zur Antwort. „Ich unterhalte mich nämlich ganz gern über vernünftige Dinge!"

„In der That!" sagte Larinsky. „Ich danke Ihnen, daß Sie mir endlich die Springwurz zu Ihrem Innern in die Hand geben. Ich werde also vernünftig sprechen!"

„Das wird Ihnen nicht gelingen", spottete May, schelmisch mit den Augen winkend und sich dann auf den Mund schlagend. „O, was habe ich gesagt!"

„Das war hart, gnädige Frau", sprach der Rittmeister, schwer seufzend. „Sie bringen dem Burgfräulein eine üble Meinung über mich bei . . ."

„Weshalb nennen Sie mich immer Burgfräulein?" fragte Resa.

„Weshalb . . .?"

„Sehen Sie wohl, jetzt wissen Sie auf die einfachste Frage nicht zu antworten", sagte May neckisch.

„Und ob ich es wüßte?" seufzte Larinsky. „Das Burgfräulein — pardon — das gnädige Fräulein stellt grausame Fragen!"

„Ist dies ein vernünftiges Gespräch?" flüsterte May.

„Das kommt ganz auf den Zweck desselben an", sagte Larinsky. Beide lachten.

Resa lachte nicht. Sie lehnte sich ungeduldig in ihren Stuhl zurück und betheiligte sich nicht weiter an der Conversation.

„Darf ich wiederkommen?" fragte Larinsky endlich.

„Ob gewiß! Kommen Sie — übermorgen — und essen Sie bei uns!"

Resa blickte May erschrocken an. Dann gerade würde Julian heimkehren.

„Darf ich?" flüsterte Larinsky, den eine geschickte Wendung in Resa's unmittelbare Nähe brachte.

„Warum sollten Sie nicht dürfen?" fragte sie laut und kalt.

„Adalbert wird mich begleiten."

„Um Gotteswillen!" rief May. „Dann fällt er mir zu und ich muß den ganzen Abend die Geschichte von dem neu entdeckten alten Wappen der Löwenstein's zu Löwenklau mit anhören —"

Larinsky lachte. „Mag sein, daß es bis dahin Anderes findet, und er ist gerade dabei, auf einem alten Kupferpfennig das Bildniß des Kaisers Maximus oder der Königin Kleopatra zu entdecken.

„Wenn Herr v. Adalbert einen ebenso glücklichen Blick im Entdecken echter Alterthümer hat, wie im Auffinden echter Freunde, so kann er sich kaum beklagen", sagte Resa mit leicht sarkastischer Betonung.

Larinsky biß sich auf die Lippen. „Wie immer den Nagel auf den Kopf getroffen, mein gnädiges Fräulein", sagte er mit bewundernswerther Unbefangenheit und verbeugte sich noch einmal — nach rechts und links — dann war er aus der Thür.

„Na, das muß ich gestehen", dachte er, als er an dem Burschen vorbei auf die Straße schritt, „das ist ein prächtiges Exemplar der Gattung „junge Mädchen". Ich fühle mich erfrischt — Bergwasser mundet köstlich nach dem süßen, schweren Wein, den man uns meist credenzt."

„. . . O Gott, Resa", sagte May mit veränderter, klagender Stimme, „wie unglücklich bin ich!"

„Das hat man Dir gerade nicht angemerkt", erwiderte Resa.

„Soll ich etwa sitzen und Trübsal blasen? Ich will mich betäuben — ich bin böse auf Julian — es ist grausam von ihm — o schändlich!"

Sie brach in Thränen aus. Bobby kroch winselnd unter dem Sopha hervor und leckte ihr Hände und Gesicht.

Dann kam der Abend, so lang und so unendlich öde — May verbrachte ihn mit einem Buche — und Resa versuchte es vergebens, ihre Lectüre zu unterbrechen, indem sie von Julian's Kindheit erzählte und all' den kleinen Zügen, die ihn charakterisirten.

Sie kannte ihn ja so gut, so gut — und jene arme Frau, die kannte ihn gar nicht . . .

Da grub sich eine tiefe Falte in Resa's Stirn, und ihre Lippen sprachen halblaut in das leere Zimmer hinein: „Warum haben sie sich geliebt."

VI.

Der Abend dämmerte; die Stadt wurde stiller und die Hitze verflog über den Bergen. Aus den Teichen und Mooren schallte das eintönige Quaken der Frösche, von den Feldern ein schläfriges Zirpen — und in den wilden Vorgärten der Villen neigten die Blumen die Köpfe.

Julian's Villa versank in Schatten, gleich den anderen — doch vor der Thür auf der breiten Sandsteintreppe stand der Hausherr, zum ersten Male seit gestern, und blickte durch das Schmiedewerk und bunte Glas in den Flur, wo noch keine Lampe brannte. Dann steckte er vorsichtig den Schlüssel ein, ließ ihn lautlos sich drehen —

Drinnen war es noch überwältigend warm. Julian blieb stehen und lauschte. Sein Herz schlug ihm in der Brust — und plötzlich gab er alle Vorsicht auf, schritt sporenklirrend und fest durch den dunklen Corridor in sein Studirzimmer und hob den schweren Vorhang, der dasselbe von dem Salon seiner Frau trennte.

Auch hier war kein Licht. Aber er konnte deutlich eine Fülle zarter, weißer Falten erkennen, die auf dem Sopha matt leuchteten.

„May!" Er stand vor ihr — beugte sich hinab zu ihr und fühlte sich nicht umschlungen, nein, umklammert von zwei Armen, die ihn niederzogen, bis er halb kniete, halb auf dem Sopha saß.

Er drückte sie an sich und küßte sie fast gewaltsam. „Hab' ich Dir wehe gethan? Ich wollte Dir wehe thun!" sagte er dabei. „Ich liebe Dich, May, aber ich will der Herr sein — Dein Herr — verstehst Du?" Er flüsterte leidenschaftlich in ihr Ohr. „Wenn Du wüßtest, wie schnell die Liebe des Mannes schwindet, den man um sein Herrscherrecht bringt — und ich will Dich ewig lieben, ewig!"

„Julian!" murmelte sie erstickt. „Ich fürchte mich vor Dir — aber es ist so süß, sich vor Dir zu fürchten —"

Er drückte ihr Handgelenk, daß sein Finger eine rothe Spur hinterließ — er war wie verwandelt.

Ein greller Lichtschein durchblitzte das Zimmer. Julian fuhr auf und ließ May, die er noch immer an sich gepreßt, auf das Sopha zurücksinken.

Wie eine Statue, die Lampe in der rechten Hand, stand Resa — versteinert. „Ich wußte nicht, daß Du da seist, Julian", sagte sie. „Ich wollte May die Lampe bringen."

„Nun, Resa?", sagte May, nicht ohne einen fast unmerklichen Ton leisen Triumphes, „so stelle die Lampe auf den Tisch!"

„Guten Abend, Resa", sprach Julian befangen. „Ich konnte es nicht mehr aushalten —"

„Du brauchst Dich nicht zu entschuldigen," lächelte Resa. „Ich bin so froh, daß Du wieder da bist —"

„Wirklich?"

„Ja, wirklich." Sie huschte aus der Thür. Ihr war heiß geworden, als ob eine Flamme in ihr brenne. Nein, auch sie kannte Julian nicht . . .

Eine unerklärliche Scheu hinderte sie daran, ihr Zimmer zu verlassen. Sie fürchtete, überall Julian und seine Frau zu treffen, wie sie sich versöhnten.

„Ach, solch eine Versöhnung muß etwas Furchtbares sein", dachte sie. Und, geduckt in eine Ecke des Großvaterstuhles, den Julian in ihr Zimmer gestellt, wartete sie, bis man sie rufen werde.

Das geschah durch den Burschen gegen neun Uhr Abends. May ließ bitten, daß Resa einstweilen den Thee zum Abendbrod bereite, sie werde sofort erscheinen.

Im Speisezimmer traf Resa Julian. Sie schwieg und auch er schwieg, nur die Theemaschine surrte eifrig und behaglich und das Wasser brodelte.

Julian's Gesicht strahlte, wie das eines Bräutigams. „Resa", sagte er endlich leise, ich bin glücklich — ich werde

SLUB
Wir führen Wissen.